

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.



Dienstag.

(1826, No 136.)

14. November.

Die Flucht in's Schifferhaus.

Erzählung von E. W. Koch.

Der Graf von Kronmar hatte auf einem seiner Güter einen Pächter, der Emmeline Holm, das reizendste Mädchen bei sich erzog. Sie war ihm in ihrer frühesten Jugend von einem Freunde anvertraut worden, den das Schicksal in die weite Welt trieb, und von dem man nichts weiter vernahm, weil der Pächter das tiefste Stillschweigen über ihn beobachtete. Eben war sie zur schönsten Blüte herangereift, als Rudolph, der Sohn des stolzen Grafen, von seiner Bildungsreise aus Frankreich zurückkehrte. Er hatte viele der stralendsten Blumen des schönen Landes kennen gelernt, sie höchst reizend und duftend, aber auch nach der Hand des Beschauers sich sehnd und anmaßend gefunden. Jede wollte nur im Strale der Sonne ihren bunten Farbenschmuck zeigen, keine im Schatten still und bescheiden wie das Weilchen duften und ergötzen.

War es ein Wunder, daß sich der junge Graf von der anspruchslosen und feingebildeten Emmeline mehr angezogen, mehr festgehalten fühlte, als von den geistreichen aber herzarmen Pariserinnen? War es ein Wunder, daß auch die Jungfrau es gerne sah, wenn der artige und sehr wohlgebildete junge Mann sich um ihre Gunst bewarb? — Sie tauschten Liebe um Liebe, bevor er sich ihr als Graf vorgestellt hatte.

Der dicke Schleier des Geheimnisses verbarg sowohl Rudolphs Vater, als auch Emmelinens Erzieher, dem Pächter, das Einverständnis ihrer Herzen. Die Ableger der ersten Liebe drangen immer tiefer in die jungen Gemüther und wurzelten schon mit voller Kraft, bevor die jungen Leute noch das

Daseyn dieser mächtigsten aller Leidenschaften ahnten.

Nur zu bald schlang Eros seine Sittige fest um ihre Herzen, und beseeligte sie mit dem süßen Gift der Liebe. Standhaft entging Emmeline allen Netzen, welche ihr die Blut des innig Geliebten mit ihrem Sehnen und Verlangen stellte. Mit unwiderstehlicher Kraft, welche das Gefühl des Unrechts und die Schaam geben, rang sie sich aus seinen Armen; der Bitte jedoch, sich mit ihm in Geheimtrauen zu lassen, wich die Kraft, und die Hoffnung, daß der alte Graf wohl einst zu dieser Verbindung seine Einwilligung geben würde, dämmerte ihr in der Ferne im rosenrothen Lichte auf.

Ein unfern vom Schlosse lebender Pastor, Vater von sieben Kindern, der so eben die Gattin von sieben Kindern, und dessen Armuth durch die langwierige Krankheit derselben einen sehr hohen Grad erreicht hatte, ließ sich überreden, das Paar gegen das Versprechen unverbrüchlichen Stillschweigens zu trauen.

Wer war nun glücklicher als Rudolph und Emmeline! Im schirmenden Dunkel der Verborgenheit lebten sie selig und zufrieden und in dem Tempel ihrer Herzen herrschte eine Sabbathstille, die nur je zuweilen durch Dankeshymnen an den Schöpfer unterbrochen wurde. — Wie reich und allgenügsam ist nicht das innere eigentliche Leben!

Jeder Morgen brachte ihnen einen frohen Tag, denn durch den Flor des Geheimnisses schlang sich der Rosenfaden beglückter Liebe.

Aber nur zu bald lüfteten diesen Schleier sowohl schleichende Tischfreunde und dienstfertige Zuträger, als auch das ungewohnte oft mehrere Tage dauernde Außenbleiben des jungen Grafen selbst.

Man belauerte seine Schritte, folgte ihnen, und die Pyrogliphenschrift des süßen Bundes lag bald entziffert und klar vor dem scharfen Auge des alten Grafen, in dessen Stammbaum das erste Zweiglein schon zu Wittelind's Zeiten grünte, und freudig trieb, nie aber durch das Einpfropfen gemeiner Reiser verunziert worden war.

Um ein Gut in Jugenschein zu nehmen, das man ankaufen zu wollen vorgab, mußte Rudolph auf ein Paar Tage verreisen. Als er aber wieder zurückgekommen, und darüber Bericht erstattet hatte, eilte er noch spät am Abende hinaus in's Pächthaus zu Emmeline. Doch wie erstaunte er, als er in die Hausflur trat, und ihm ganz fremde Gesichter entgegen kamen, die sich um sein Begehren erkundigten, und seine Frage nach dem Pächter mit dem trostlosen Berichte beantworteten: Er habe den Pacht und das Gut verlassen, und sey mit seiner Tochter hinweggezogen, ohne daß irgend Jemand wisse, wohin.

Man denke sich den Schmerz, noch mehr aber die Entrüstung des jungen Mannes, als er den Verlust seiner Emmeline erfuhr. Daß sein Vater hier die Hand im Spiele gehabt und der Urheber ihrer Flucht gewesen, war ihm klar und unzweifelhaft. Wie der Sturm durch die Wälder, tobte er nun fort, und eilte mit Blickesschnelle auf das Schloß zu seinem Vater zurück.

Aber es gelang ihm erst am folgenden Morgen ihn zu sprechen. Da gab es nun heftige Erklärungen und Vorwürfe, welche indessen der Graf mit dem ihm eigenen Stolge und kaltem Blute beantwortete.

Daß Ansinnen Rudolph's an seinen Vater: Emmelinens Aufenthalt zu nennen, wurde kalt zurückgewiesen, und ihm bekannt gegeben, daß seine Verbindung mit der Gräfin Sovigni unabänderlich beschlossen sey. Rudolph schwur Emmelinen nur allein angehören zu wollen, und die Sovigni nicht zu sehen. Der Vater lächelte schneidend und verbiß seinen Unmuth.

Man trennte sich entrüstet, und ging sich aus dem Wege, wo es nur halbwegs thunlich war.

Der Graf hoffte von der Zeit, sie würde des Sohnes Thörheit brechen und ihn nachgiebiger gegen seine Wünsche machen, der Sohn hingegen versuchte Emmelinens Aufenthalt auszukundschaften, und hoffte sodann an ihrer Seite in irgend einem romantischen Thale der Schweiz den Zeitpunkt herankommen zu sehen, wo der Vater nachgiebiger durch

seine Bitten, seine liebe Emmeline als Tochter an- und aufnehmen würde.

Wirklich gelang es ihm durch ein Dienstmädchen des Hauses, welche seinen Jäger liebte, und bei der Abreise des Pächters gebraucht worden war, den Namen des Klosters in Erfahrung zu bringen, in welches Emmeline unter strenger Aufsicht in Pension gegeben wurde. Rudolph versäumte, als er ihn erfuhr, keinen Augenblick, und eilte hin auf den Sittigen entflammter Gefühle. Kaum angelangt, setzte er sie von seiner Gegenwart in Kenntniß, und theilte ihr die Absicht mit, sie zu entführen.

Der Ausführung dieses Vorhabens jedoch setzten sich bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, indem Emmeline sehr sorgfältig bewacht wurde; allein was vermag die List nicht, wenn ihr die Liebe zur Begleiterin dient! Man durfte nicht zögern die beabsichtigte Entweichung in Vollzug zu setzen, da Emmeline in einigen Monaten ihrer Entbindung entgegen sah, und demnach täglich mehr außer Stand kam, die Beschwerlichkeiten der eingeleiteten Reise nach der Schweiz, die ihrer Geheimhaltung wegen aller Gemächlichkeiten entbehren mußte, auszuhalten zu können.

Der Tod eines Klosterindividuum's war hiezu eine willkommene Veranlassung, denn er verschaffte ihm die Bekanntschaft des Todtengräbers Veit, dessen Zuneigung und Mitwirkung zur beabsichtigten Entführung, er sich durch die Darstellung, wie ungerecht es sey, einen Mann seiner rechtmäßigen Gattin zu berauben, zu gewinnen wußte. Veit bot sein Häuschen außer der Klostermauer zum schützenden Asyl an, das Beide so lange verbergen sollte, bis sie die Reise mit voller Sicherheit antreten konnten.

Man benützte zu dieser schwierigen Unternehmung eine stürmische Decembernacht, als bereits alle Nonnen in ihren Zellen schliefen, und das bleiche Licht des Mondes sich hinter schwarzen Wolken verbarg.

Rudolph hüllte sich in seinen weiten Mantel, und schlich leise an die Mauer des Klosters hin; der matte Stral seines Lämpchens und ein halbblautes Zeichen mit der Hand verständigte Emmeline von seiner Gegenwart. Zögernd und mit unsicherm Fuße bestieg sie die übergehagene Strickleiter. Rudolph half der erstarrten und erblaßten Emmeline über das Gemäuer und trug seine Liebe und seine Laß durch die lautlose Natur in das Haus des Frierdens, in welchem sie der freundliche Alte und sein

gutherziges Weib Marthe, am warmen Ofen gastlich empfangen.

Der Zufall aber, der so oft die Feinde begünstiget, und die Freunde verräth, entdeckte gleich beim Erwachen des Morgens der Priorin Emmelinens Abwesenheit. Man suchte nach und fand im Schnee, der in der Nacht gefallen war, die Spur, die zum Häuschen des Leichenbestatters führte.

(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n

aus Schulmeisters Heimchen's Nachlasse.

Die Parzen stritten einst darüber, wie sie ihre Fäden anspinnen, fortsetzen und zer schneiden sollten: ob im Glück oder im Unglück. Die beiden ältern Schwestern, Clotho und Lachesis, waren darüber bald einig: fing die erste den Lebensfaden im Glück an, so setzte ihn die andre im Unglück fort. Als aber die Reihe an die dritte kam, dachte sie so lange nach, ob sie den Menschen im Glück oder im Unglück umkommen lassen sollte, bis sie darüber wahnsinnig ward. Seit dem kommt der Tod meistens zur Unzeit.

Falsche Zähne und falscher (erborgter) Witz sind sich gleich. Sie kauern und beißen so lange, bis ein Zufall sie für Usurpatoren erklärt.

Wundert euch nicht, daß man in der Welt so viele Komplimente schneidet. Wo werden ihrer mehr geschnitten, als in den Antigambre'n, und ist die Welt nicht ein Vorzimmer zur Eozor?

„D könnt' ich nur ruhig schlafen!“ sagt mein Freund Kasurz. — Armer Freund, lerne zuerst ruhig leben! der ruhige Schlaf kommt dann von selbst.

Denken ist mehr, als wissen; handeln mehr als denken; resigniren mehr als handeln und bei allem diesen den Kopf nicht verlieren, mehr als resigniren.

Langbein erzählt uns die Fabel vom Prometheus ganz launig; er sagt nemlich, Jupiter hätte dem Prometheus den fesselnden Keif nicht abgenommen, sondern nur den ungeheuren Fels, an den er angeschmiebet war, in einen winzigen Ringstein verwandelt. Mit diesem launigen Gedanken ist eine tiefe Wahrheit verschlüsselt: Ist der vom Unglück Gedrückte ein Schwächling, so bleibt das Unglück für ihn ein Kaukasus, von dem er sich nie

losreißen kann; ist er aber ein kräftiger Geist, so trägt er es als Ringstein am Finger und spielt damit.

J. Paul ist todt! wenig Worte, aber es liegt ein Gewicht in ihnen, das mir fast die Brust erdrückt. — Ich kannte ihn nie und doch ist mir's, als ob ich durch seinen Tod aus einem königlichen Schmetterlinge in eine kriechende Raupe verwandelt worden wäre; der heiterste Sternenhimmel erscheint mir, wie ein trauerndes castrum doloris. Ich wäre untröstlich und möchte verzweifeln, wenn mir der Trost nicht bliebe: daß sein Tod im Universum keinen größeren Unterschied macht, als in der Orthographie ein mit einem Schlüsselpunkte verwechseltes Fragezeichen.

Ich läugne gar nicht, daß ich bis in mein dreißigstes Jahr sehr eitel war. Ich hatte mir durch Abstraktion und Empirie (mitunter auch durch Sophismen, die bei meiner Handlungsweise bald die Avantgarde, bald die Reserve bildeten,) eine gewisse Lebensansicht zusammengestümpert, die ich für die beste hielt. Ich fand fast in jeder neuen Individualität, die mir aufstieß, einen Sattel, der auf mein Steckpferd nicht paßte und hielt es für gerathener, anstatt über die Thorheiten der Welt zu weinen, darüber zu lachen. Ein Traum entriß mich glücklich den Klauen dieser Chimäre. Ich sah nemlich im Schlafe alle meine Bekannten mit Schellenkappen bedeckt, an dem Seile einer zwei Zoll langen Kanone ziehen, und hörte aus ihrem Gespräche, daß sie solche auf den Mond losfeuern wollten. Ich hielt mich für einen unschuldigen Zuschauer dieser Gruppe, die durch einen majestätischen Saal fortwallte, bis ich vor einen Spiegel trat und mit Entsetzen bemerkte, daß auch ich an diesem Seile zog, dessen Nebenleine ich, weil sie mir von hinten angeknüpft war, früher nicht bemerkt hatte.

Wer bergaufwärts stolpert, ist vor dem Falle mehr gesichert, als der, der bergabwärts stolpert; am glücklichsten ist der, der alle Berge ebnet kann!

Ein Mensch, der nicht weinen kann, kommt mir vor, wie die Sandwüsten in Arabien: der Himmel über ihnen ist stets heiter; — aber wer weilt gerne dort?

Savianus.

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, 12. November 1826.

Ueber die Vorstellung der Oper: die weiße Frau, von Boieldieu.

Obgleich in diesen Blättern eine Beurtheilung dieser trefflichen Oper und ihrer Ausführung im hiesigen Theater schon bereits erschienen ist, so können wir doch nicht umhin derselben eine zweite folgen zu lassen, da der Gegenstand von so seltenem Belange ist, und diese Oper das Interesse aller Freunde der Tonkunst gewiß so allseitig in Anspruch nimmt, daß man sie immer auch mehrmals besprechen kann. Seit Kurzem ist dieses die zweite Oper, die man in Deutschland von dem zwar schreibseligen, jedoch geistreichen und gewiß äußerst theaterkundigen *Scrive* auf die Bühne gebracht hat. Der Stoff hiezu ist aus einem Romane von Walter Scott genommen, die Zeit der Handlung, das Jahr 1759. Im Ganzen betrachtet, ist der Text zu den besseren zu zählen, und es ist nicht zu läugnen, daß der Dichter dem Komponist tüchtig in die Hand gearbeitet habe, weswegen wir es auch billig finden wollen, wenn er bei jedesmaliger Ausführung auf den pariser Theatern mit Boieldieu gleichen Antheil an den entfallenden Prozenten hat *); allein hier und da kommen doch auch gar zu grelle Unwahrscheinlichkeiten im Vorschein, und dieses, so wie das manchemal gar über die Gebühr Gebührte und Gelehrte, verdient unserer Meinung nach wie billig, allen Tadel. Letzteres gilt besonders von dem 1. Akte, — die Exposition, — der sich zu einer ermüdenden Langeweile firecht und recht. Der 2. Akt ist am interessantesten, obgleich auch hier das Unwahrscheinliche der Handlung, — wie daß z. B. Gaveston den angekommenen Georges sogleich auf sein Begehren ohne weitere Umstände allein in dem Saale läßt &c. — dem Zuhörer zu deutlich vor die Sinne tritt. Dagegen schleppt der 3. Akt wieder zu sehr, und alle Mittel die *Scrive* hier angewendet hat, um ihn zu beleben, wie z. B. die Einschaltung eines nationalen Liedes, schlagen ganz natürlich fehl, da der Zuschauer über die Katastrophe und den Ausgang der Handlung schon durch den 2. Akt hinlänglich in's Klare gebracht ist.

Die Musik zeigt von des Komponistens hohem Talente und ist gewiß mit dem größtem Fleiße gearbeitet. Einige Reminiscenzen, oder was man so zu sagen pflegt, Anklänge aus des Meisters früheren Werken, vorzüglich aus seinen: Johann v. Paris, und dem Reithäppchen, wollte es uns freilich bedünken hier zu finden, aber billig erwogen, möchten die einem Tonsetzer von solcher Fruchtbarkeit wie B. immer zu verzeihen seyn; weit weniger das, daß er es einige Male versucht hat, Rossini nachzuahmen und so offenbar auf Kosten seines eigenen guten Geschmacks, diesem Modegötzen ein Opfer gebracht zu haben scheint. Mehrere Musikstücke sind wohl zu sehr in die Breite gezogen, doch möchte hierzu der Dichter die meiste Veranlassung gegeben haben, denn Wiederholungen sind von Seite des Komponistens so viel wie möglich vermieden. Meisterhaft gearbeitet, und von herrlicher Wir-

*) Eine gewiß sehr löbliche Gewohnheit, die man in Deutschland beherzigen und nachahmen sollte, besonders bei den Forderungen die man jetzt an Kunst und Künstler macht. — Was hätte z. B. der Dichter des Freischützen — ohne dem Verdienste des unsterblichen Meisters, *W e b e r*, zu nahe treten zu wollen — nicht verdient?

lung ist das Finale des 2. Aktes, die Versteigerung des Schlosses *Avenel*; die ganz nichtsagenden Worte, welche von dem Sänger nur singend gesprochen werden, erhalten eine so reizende üppige Fülle durch das Orchester, daß ihnen hiedurch gleichsam ein neuer bedeutender poetischer Sinn untergelegt wird. Den Stempel ungemeiner Lieblichkeit und Anmuth trägt das Duett *Jenny's* mit *Georges* im 1. Akte, und Originalität und echt französische Manier charakterisiren des Letzteren große Arie im 2. Akt: *Kommi, o weiße Schöne*. Ueberhaupt muß man diese Oper öfter hören um die Schönheiten der einzelnen Musikstücke gehörig würdigen zu können und zu dem Resultate eines Totalindrucks zu gelangen, was gewiß dann auch vorzüglichem Genuß gewähren muß. Wir haben ihre Aufführung bei Gelegenheit der Gastspiele des prager Tenoristen *Hrn. Binder* dreimal, und gestern nun zum viertenmale erlebt, mit dreimalig anderer Besetzung. Das erstmal waren die Rollen der *Jenny* und des Pächters *Dickson* in den Händen der *Mlle. Hentel* und des *Hrn. W a h i n g e r*, welche sie aber so übel zurechteten, daß ein ziemlich laut ausgesprochener Unwille des Publikums die Direktion nöthigte, sie für das nächste Mal in andere Hände zu geben. Daher, weil dieser Mißgriff so störend auf das Ganze einwirkte, mag es wohl auch gekommen seyn, daß die Aufnahme bei der ersten Vorstellung ziemlich kalt war, und man fast geneigt gewesen wäre, der Oper ein ähnliches Horoskop, wie im vergangenen Jahre dem „*Schnee*“ zu stellen; doch sich da! bei der zweiten Vorstellung übernahm *Mad. Binder* die *Jenny*, und lieferte durch ihr ungezwungenes liebliches Spiel, das Bild einer recht netzlichen schottischen Pächtersfrau, den *Dickson* unser braver *Fischer*, der durch seine echt künstlerische Ansicht aus jeder Rolle etwas zu machen weiß, sogleich auch diesen Pächter zu einer Bedeutenheit erhob, und dem Ganzen wurde bis an's Ende gesteigerter Beifall zu Theil, der sich, wo möglich, bei der dritten Vorstellung noch lauter äußerte, und somit die weiße Frau bei uns zu einer gern gesehenen lieblichen Erscheinung machte. Gestern sang *Hr. W a b n i g* den *Georges*, und mit gespannter Neugierde eilten wir in das Theater um eine Parallele zwischen ihm und seinen Vorgänger ziehen zu können. *Hr. W a b n i g* hat seinen Part nicht durchgehend's *g e s u n g e n*, darum imponirte er und erhielt vielen Beifall, hätte er das aber gethan, so möchte es wohl nicht so ganz der Fall gewesen seyn, denn an Zartheit und Lieblichkeit des Vortrags steht er hinter *Hrn. Binder* weit zurück. *Mlle. R o s e r* hat am gestrigen Abende ihr reiches Kunsttalent in noch schönerem Lichte entfaltet und gibt bei jedesmaligem Auftreten erfreuliche Beweise ihrer Fortschritte. *G a v e s t o n* durch *Hrn. Fischer* dargestellt, erscheint als die schwächste Partie der Oper, und macht uns den Mangel eines tüchtigen Bassisten bei unserer Bühne nur zu sehr fühlbar. Solche Gesangsparte erfordert einen kräftigen geübten Sänger, der hervorzutreten weiß wo es nöthig wird, nicht aber hinter seinen Umgebungen zurückbleibt. *Mlle. K o n d o r u j i* leistete gestern als *Jenny* nach ihren Kräften das Möglichste. Vorzügliche Beachtung verdient übrigens auch die kunstgemäße Leitung der Oper durch unsern braven Kapellmeister *U r b a n y*, so wie die genaue Execution derselben durch das treffliche Orchester.

St — 9.